

S. 71-120), die Buchhester um weitere Einzelstücke ergänzt. Georgia schreibt als junge, unverheiratete Fürstin unter anderem nach Dessau an ihre Mutter, deren Einfluss und Rolle als wichtigste Ansprechpartnerin offenkundig wird. Maria dagegen korrespondiert als Ehefrau, Mutter, Regentin und Witwe. Sie betreibt gemeinsam mit ihrem Gemahl Netzwerkpflege, wobei die Kernfamilie das Handeln bestimmt. Die beiden Fürstinnenkorrespondenzen unterscheiden sich im supplikativen Ton der jungen Fürstin auf der einen und dem selbstbewussten Auftreten der älteren Fürstin auf der anderen Seite.

Im letzten Kapitel werden die Ergebnisse zusammengefasst (S. 283-288). Der Anhang setzt sich aus zwei Abschriften (eines Memorials zur Reise beziehungsweise zum Aufenthalt Herzog Johann Wilhelms von Sachsen (1530-1573) in Pommern 1549 sowie eines seltenen Autografen Herzog Bogislaws), zwei Stammbäumen, dem Quellen- sowie Literaturverzeichnis und einem Personenregister zusammen (S. 289-341).

Kritisch angemerkt werden muss die offenbar ausgebliebene Überarbeitung der Dissertation. So sind einige Literaturangaben in den Fußnoten fehlerhaft oder verweisen auf nicht im Literaturverzeichnis angegebene Bücher; die oben angegebene Publikation von Müsegades findet sich zwar im Verzeichnis, ist jedoch nicht in die Arbeit eingeflossen; einige Angaben führen ins Leere (beispielsweise der Verweis auf den fehlenden Bildanhang, S. 59); im Text stören Verschreibungen (beispielsweise Michael statt Mathias Beer, S. 234). Neben diesen kleineren Monita werden eine stringente Gliederung beziehungsweise ein übersichtlicherer Aufbau des Buches vermisst. Beispielsweise hätten die Einführungen zu den beiden Hauptkapiteln gebündelt an den Anfang der Arbeit gestellt werden können. Die dadurch auftretenden Redundanzen hemmen den Lesefluss. In den Fußnoten verstecken sich einige verdienstvolle Hinweise, welche die ältere Forschung widerlegen. Diese wären im Fließtext sicherlich besser aufgehoben gewesen. Buchhester klärt unter anderem praktisch nebenbei darüber auf, dass das lange Zeit für Herzogin Elisabeth von Sachsen (1502-1557) gehaltene Cranach-Porträt, welches auch das Buchcover zielt, Maria abbildet (S. 59).

Ungeachtet dessen ist die interdisziplinäre Herangehensweise mit einem germanistisch-historischen, medien- und bibliotheksgeschichtlichen Zugang zu loben. Dörthe Buchhester leistet mit ihrer Dissertation einen wichtigen Beitrag zur pommerschen (weniger zur sächsischen) Landesgeschichte und allgemein zum Themenspektrum der höfischen Erziehung und Bildung, insbesondere weil sie neben den Söhnen vor allem die Töchter in den Mittelpunkt rückt. Gleichzeitig bietet die Arbeit über das Fallbeispiel Marias von Sachsen hinaus einen hohen Erkenntnisgewinn und viele Anknüpfungspunkte für die Forschungen zu Fürstinnenkorrespondenzen.

Dresden

Jens Klingner

HARTWIN SPENKUCH, Preußen – eine besondere Geschichte. Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur 1648-1947, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2019. – 532 S., geb. (ISBN: 978-3-525-35209-0, Preis: 70,00 €).

Darstellungen zur Geschichte von Brandenburg-Preußen leiden bis heute daran, dass sie einen Sinnüberschuss produzieren und mit dem Begriff Preußen mehr verbinden als nur die Geschichte eines – zugegeben wichtigen, bisweilen dominierenden – Territoriums im Alten Reich und später in Deutschland. Die Geschichte Preußens wurde zunächst in borussischer Tradition als Mission verstanden: zur Etablierung eines durchsetzungsfähigen Machtstaates, als Geburtshelfer des deutschen Nationalstaates, zur Beanspruchung internationaler Größe und Geltung. Nach der Auflösung Preu-

ßens überwog dann eine negative Sinngeschichte, in der Preußen für eine antidemokratische Entwicklung Deutschlands ebenso in Haftung genommen wurde wie für Militarismus und Kriegstreiberei, für die Diskriminierung nationaler Minderheiten in Deutschland wie für die rassistische Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung.

Diese Sinngeschichten mit positivem wie negativem Vorzeichen begannen aus je unterschiedlichen Gründen mit der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg und endeten entweder mit der Gründung des Deutschen Reiches oder aber nach der Auflösung Preußens als deutschem Teilstaat. Hartwin Spenkuch legt nun gleichfalls eine Darstellung Preußens zu diesem Zeitraum vor, doch bleibt bei der Lektüre des Buches bis zum Schluss unklar, welche Sinngeschichte er denn mit Preußen und dem von ihm ausgewählten Zeitraum verbinden möchte. Das Ergebnis ist ein merkwürdiges Mischprodukt, da der Autor zwar die positiven wie negativen Sinnzuschreibungen in den Einzelkapiteln größtenteils zurückweist, ihnen aber in der Anlage des Buches, in der Wahl des Untersuchungszeitraumes und in zahlreichen Formulierungen weiter folgt.

Spenkuch verzichtet in seiner Darstellung Preußens wie frühere Autoren nicht auf die Aura des Besonderen – dass es sich um eine „besondere Geschichte“ handele, wird bereits im Titel suggeriert. Im Positiven führt die Suggestion des Besonderen dann zu einigermaßen sinnfreien Suggestionen, weshalb beispielsweise „so viele Kulturschaffende zuwanderten und sich die Künstler, Schulmänner und Wissenschaftler jahrhundertlang in den Dienst Preußens stellten“ (S. 251), als hätte es außerhalb Preußens keine Lehrer, Gelehrten und Künstler gegeben. Im Negativen ist beispielsweise suggestiv vom „gescheiterte[n] Staat Preußen“ (S. 252) die Rede, ohne zu klären, inwiefern Staaten scheitern können. Geht es um die fehlende Kontinuität zur heutigen Gegenwart? Sind dann auch Baden, Lippe und Anhalt als gescheiterte Staaten zu verstehen? Oder ist eine Idee in die Brüche gegangen, die Preußen verkörpert habe und die sich nicht hat verwirklichen lassen? Spenkuch verzichtet hier auf klarere Stellungnahmen, macht aber an anderer Stelle klar, welche Idee er mit Preußens Geschichte verbindet: der „Staat“ dient ihm als „Leitkategorie für die Geschichte Preußens“, repräsentiert durch die „Institutionen Monarchie, Bürokratie und Militär“ (S. 445).

Damit sind wir bei einem der zentralen Paradigmen der borussischen Geschichtsschreibung à la Schmoller und Hintze angekommen – der Etablierung des Machtstaates in Preußen vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen. Und genau dieser Erzählung folgt Spenkuch auch in der Wahl seines Untersuchungszeitraums. Er fängt gleichfalls bei Kurfürst Friedrich Wilhelm an und kommt zu dem Urteil, dass dieser „als strukturbildende Persönlichkeit, als Rollenmodell für Preußens spätere Herrscher gelten“ könne (S. 20). Er überspringt in seiner Auflistung der strukturbildenden Herrscher Preußens Friedrich III./I., der erst im Kulturkapitel seinen Platz findet, und landet gleich beim Soldatenkönig als Baumeister der preußischen Bürokratie. Staatsbildung in Brandenburg-Preußen ist für Spenkuch wie für Schmoller und Hintze das Werk einzelner Herrscher sowie von deren Amtsträgern in der Zentralverwaltung, das Ergebnis eines Top-down-Vorgangs. Spenkuch gibt sich alle Mühe, die althergebrachten normativen wie moralischen Werturteile borussischer Prägung zurückzuweisen, in seiner Darstellung bleibt er dieser Erzählung aber weiterhin verpflichtet.

Nun wäre eine Untersuchung zur Mystifizierung der Staatsidee in Preußen und am Beispiel Preußens ein sehr lohnender Gegenstand. Hierfür hätte die Feststellung, dass der Staat in Preußen wie anderswo stets ein Abstraktum und damit Produkt sozialer und kommunikativer Konstruktionsvorgänge ist, ein sehr guter Ausgangspunkt sein können. Für Spenkuch scheint der Staat aber eine Art Akteur neben anderen Akteuren zu sein, die gleichfalls oftmals aus Abstrakta bestehen. Wie soll man beispielsweise die Aussage verstehen, „Staat und Gesellschaft gerieten in bis 1918, mittelbar bis 1932 ungelöste Gegensätze“ (S. 444)? Offenbar werden die Größen Staat und Gesellschaft

unterschiedlichen Schubladen zugeordnet, statt danach zu fragen, welche Gruppen in der Gesellschaft an der kommunikativen wie symbolischen Erschaffung des preußischen Staates als mystischer Größe besonderen Anteil hatten, wie sich dieser Institutionalisierungsvorgang des Staates als soziale Konstruktionsleistung vollzog und im Laufe des Untersuchungszeitraums kontinuierlich veränderte.

Das Schubladenprinzip ist auch für die Gliederung der Arbeit verantwortlich, leider sehr zum Nachteil der Darstellung insgesamt. Spenkuch widmet sich erst der Außenpolitik (S. 17-48), dann der Wirtschaft (S. 49-85), der regionalen Vielfalt (S. 86-108), der Gesellschaft (S. 109-184), dem politischen System (S. 185-250), der Kulturpolitik (S. 251-370) und schließlich der Einbettung Preußens in globale Zusammenhänge (S. 371-443). Lässt sich aber für die Zeit bis 1800 sinnvoll von einer Außenpolitik reden, die sich von allen anderen Politikfeldern unterscheiden lasse? Wo ist in diesen Schubladen beispielsweise die preußische Königskrönung unterzubringen? Um dieser Frage aus dem Weg zu gehen, kommt dieses für Preußen im 18. Jahrhundert fundamentale Ereignis bei Spenkuch gar nicht erst vor, außer als Anstoß für eine repräsentative Baupolitik, wie auch alle diesbezüglichen Beiträge zum Beispiel von Barbara Stollberg-Rilinger zu diesem Thema in der Literaturliste fehlen. Und weshalb folgt Spenkuch in seinem umfangreichsten Kapitel über „Staatskultur“ und „Kulturstaat“ einem hoffnungslos antiquierten Kulturbegriff, mit dem die Leistungen auf dem „Höhenkamm“ (S. 251) von Kunst und Wissenschaft aufgelistet werden, anstatt unter Kultur die sozialen Formen der Wahrnehmung und Sinnggebung zu verstehen und diese in Beziehung zu setzen zu seiner Leitfrage nach dem „Staat“ in Preußen?

Hartwin Spenkuch ist ein ausgewiesener Experte insbesondere für das 19. und das 20. Jahrhundert. Als Frühneuzeithistoriker ist er bisher nicht hervorgetreten. Dies zeigt sich im Buch an vielen Stellen. Schon der Begriff Preußen als Oberbegriff für alle Territorien und für alle von den Hohenzollern regierten Untertanen ist für das 17. und auch für das 18. Jahrhundert wenig gebräuchlich. Welchen Sinn mag es ferner für die Zeit bis 1800 haben, als „historische Messlatte“ das „Konzept des Westens“ anzulegen, das „bekanntlich von der Aufklärung herrührende humane Werte, Rechtsstaatlichkeit und die sukzessive Ausweitung politischer Partizipation im Rahmen einer wachsenden liberal-demokratischen politischen Kultur“ beinhalte (S. 19)? Diese Art der Rückdatierung gegenwärtiger politischer Normen in die Vormoderne à la Heinrich August Winkler kann nur zu anachronistischen Urteilen führen. Ähnliches gilt für die Aussage einer vermeintlich strukturbildenden geopolitischen Lage „zwischen Ost und West“ (S. 7 und öfter) oder zu Preußens „Mittellage“ (S. 19) – eine Feststellung, die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ebenfalls wenig Erkenntnis vermittelt. Auch der Begriff des „Westblocks“ (S. 18 und öfter) zur Beschreibung der Territorien Kleve, Mark und Ravensberg klingt in den Ohren eines Frühneuzeithistorikers reichlich merkwürdig, dem auch ein „Herzogtum Ostpreußen“ (S. 19) völlig unbekannt ist, der aber ein Herzogtum Preußen sehr wohl kennt. Auch erhielt Brandenburg-Preußen die Herrschaft im Herzogtum Magdeburg nicht infolge einer „Erbschaft erloschener Herrscherhäuser“ (S. 87), sondern wegen der endgültigen Auflösung des vormaligen Erzbistums Magdeburg, wie es im Westfälischen Frieden vereinbart worden ist.

Spenkuchs Darstellung der Geschichte Preußens lässt deutlich erkennen, dass es nicht reicht, die mythenschwangeren positiven wie negativen Preußenbilder einfach zurückzuweisen und hier und da zu kritisieren. Um diesen Mythen zu begegnen, bedarf es auch einer neuen Erzählung zur Geschichte Brandenburg-Preußens, die nicht einfach den bereits etablierten Sinngeschichten folgen darf. An dieser Aufgabe ist Spenkuch leider gescheitert.